

Christian Schütte

Wissen und Trost

Thanatolinguistische Zugänge zum Sterblichkeitsdiskurs in Onlineforen

Abstract: In diesem Beitrag wird exemplarisch untersucht, wie die diskursive Konstruktion von ‚Wissen‘ über eine postmortale Fortexistenz in Onlineforen in die soziale Praktik des Tröstens eingebunden ist. Dabei kommt es zu einer Umkehr klassischer Positionen: Galt es früher als Argument gegen die Religion und als Diskreditierung spiritueller Vorstellungen, wenn man – wie Freud – in dem Glauben an ein Leben nach dem Tod bloßes Wunschdenken erkannte, bekennen sich die Interaktant:innen im Netz offen dazu, sich diejenigen Vorstellungen für sich oder ihre Verstorbenen auszuwählen, mit denen es ihnen am besten geht. Den Trost angesichts des Todes führen sie nicht auf die Wahrheit bestimmter Jenseitsvorstellungen zurück, sondern bestimmte Jenseitsvorstellungen müssen einfach wahr sein, weil sie so tröstlich sind. Den Geltungsanspruch schränken die Forennutzer:innen dabei durch Subjektivitätsmarkierungen von vornherein ein. Anhand von Beispielen aus zwei Onlineforen wird die Konstruktion und Aushandlung dieser spezifischen (post)modernen Form von Jenseitswissen näher er-kundet.

This article examines how the discursive construction of ‘knowledge’ about a post-mortem existence in online forums is integrated into the social practice of consoling. This leads to a reversal of classical positions: Whereas it used to be considered an argument against religion and a discrediting of spiritual ideas if – like Freud – one recognized mere wishful thinking in the belief in life after death, interactants on the net openly profess to choose those ideas for themselves or their deceased that make them feel best. They do not attribute comfort in the face of death to the truth of certain ideas about the afterlife, but rather certain ideas about the afterlife simply have to be true because they are so comforting. The forum users limit their claim to validity from the outset through linguistic markers of subjectivity. Using examples from two online forums, the construction and negotiation of this specific, (post)modern form of knowledge of the afterlife is explored.

Keywords: Diskurslinguistik, Onlinekommunikation, Trauer, Trost, Wissen, Jenseitsvorstellungen

1 Einleitung

Das Wissen des Menschen um seine Sterblichkeit gilt seit jeher als entscheidender Antrieb für anthropologisch-kulturelle Entwicklungen (Becker 1997) und zugleich als fundamentales epistemisches Problem (u. a. Reményi 2014): Zwar weiß der Mensch, *dass* er sterben muss – aber es ist schon umstritten, inwiefern er wirklich wissen kann, wie es ist, zu sterben. Noch weniger gilt es als sicher, wie es ist, tot zu sein. Ob nach dem Tod bloßes Nichtsein oder eine Art postmortale Fortexistenz eintritt und welcher Art diese sein könnte, ist seit Jahrtausenden Gegenstand des philosophischen wie religiösen Diskurses. Die Sprachwissenschaft vermag – wie alle Wissenschaften, die die epistemologischen Begrenzungen mit Blick auf den Tod ernst nehmen – zur Erforschung des Todes selbst zwar kaum etwas beitragen, wohl aber zur Analyse der Kommunikation über Tod und Sterben. Dabei kann die Diskurslinguistik u. a. der Frage nachgehen, wie Wissen über den Tod in einer Gesellschaft sprachlich konstruiert wird und welche Rolle dieses Wissen für Praktiken des Trostes spielt.

Aktuell ist dieses Thema relevant, da ein Blick in die wissens- und religionssoziologische Literatur zeigt, dass Transformationsprozesse stattgefunden haben und weiter stattfinden, die auch das Sprechen über den Tod verändern. Der Tabuisierungstopos (vgl. Giaxoglou i. d. B.), demzufolge der Tod in der Moderne verdrängt wird, scheint abgelöst zu werden von einer „neuen Sichtbarkeit des Todes“ (Macho & Marek 2007) und auch einer „neuen Sagbarkeit des Todes“ (Tirschmann 2019: 77) in der Postmoderne.

In diesem Beitrag soll aufgezeigt werden, wie die Analyse von Onlineforen als Beispiel für einen thanatolinguistischen Zugriff auf aktuelle Phänomene gesellschaftlicher Kommunikation über Sterblichkeit nützlich sein kann, um sprachliche Praktiken des Trostes und ihren Zusammenhang mit der diskursiven Konstruktion von Wissen näher zu beschreiben. Nach einem kurzen Überblick über Möglichkeiten, im Rahmen einer „Thanatolinguistik“ (Schütte 2021a) Diskurse über Tod und Sterben zu untersuchen, arbeitet eine exemplarische Betrachtung zweier Threads Tendenzen in der interaktiven Aushandlung von Einstellungen zu Tod und Trost sowie bezüglich der Formen und Funktionen geäußerter Jenseitsvorstellungen heraus. Damit wird gezeigt, welches Potenzial linguistischer Forschung in diesem Bereich zukommt und weshalb die Analyse von Konstruktionen postmortaler Fortexistenz zentral für die Analyse von sprachlich vermitteltem Trost in der Alltagskommunikation ist.

2 Aspekte thanatolinguistischer Analysen des Sterblichkeitsdiskurses

2.1 Sterblichkeitsbegriff als Grundlage der Thanatolinguistik

Sofern ein gemeinsames Forschungsinteresse bei diversen Ansätzen semantischer, textlinguistischer, gesprächslinguistischer, diskursanalytischer etc. Forschung vorliegt, ist es hilfreich, dieses benennen zu können. Daher bietet es sich an, hier von einer „Thanatolinguistik“ (Schütte 2021a) zu sprechen, um – analog zu etablierten Teildisziplinen wie der Politolinguistik – ein weitläufiges Forschungsfeld zu umreißen. Ähnlich wie bei der politischen Kommunikation ist ein Teilbereich der Kommunikation über den Tod institutionalisiert und professionalisiert, z. B. im Bestattungswesen oder in der Medizin, aber das Sprechen über den Tod erschöpft sich darin ebenso wenig, wie politische Kommunikation nur aus Bundestagsdebatten besteht. Vielmehr ist die Sterblichkeit in den unterschiedlichsten Domänen der Alltagskommunikation präsent, sei es in Werbeanzeigen für Lebensversicherungen oder in Empfehlungen für ‚gesunde Ernährung‘, wenn diese zu einem längeren Leben verhelfen soll. Auch autobiografische Texte kommen kaum ohne einen Bezug zum Tod aus: Sind es nicht direkt Reflexionen zum eigenen Tod, so werden es in aller Regel Todesfälle nahestehender Menschen sein, die dort früher oder später Erwähnung finden.

Relevant für die Thanatolinguistik sind einige Diskurse in vollständigem Umfang, nämlich solche, die sich auf Themen richten, die von vornherein auf Sterblichkeit bezogen sind, wie z. B. der Sterbehilfediskurs. Bei anderen Diskursen sind nur *Teile* davon thanatolinguistisch relevant: So ist etwa nur ein Teil des Corona-Diskurses auf Sterblichkeit bezogen, ebenso nur ein Teil des Klimawandeldiskurses, sofern dieser nämlich etwa die fatalen Konsequenzen einer Klimakatastrophe für die Überlebenschancen von Menschen thematisiert – was längst nicht immer der Fall ist.

Zur Thanatolinguistik können alle sprachwissenschaftlichen Forschungsansätze gezählt werden, die sich mit der Kommunikation über Aspekte der Sterblichkeit in einer Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit auseinandersetzen. Dabei ist der Begriff *Sterblichkeit* weit zu fassen: Nicht nur faktische Todesfälle, sondern auch die immerwährende Möglichkeit des Todes soll darunter fallen. Was unter ‚Sterblichkeit‘ verstanden wird, scheint durchaus unterschiedlich zu sein – diese Ambiguität ist damit ohnehin diskurslinguistisch interessant. Zu unterscheiden ist zunächst ein statistischer Sterblichkeitsbegriff, wie er sich etwa in dem Konzept der ‚Mortalität‘ oder der ‚Sterberate‘ ausdrückt (Doblhammer-Reiter & Salzmann 2010), von dem anthropologisch-philosophischen Begriff der Sterblichkeit,

der die immer bestehende Möglichkeit des Todes als wesentlichen Aspekt der *conditio humana* auffasst. Hier werden schon grundsätzliche Differenzen offenbar, denn während der statistische Begriff der Sterbewahrscheinlichkeit eine *Berechenbarkeit* des Todes suggeriert, betont der philosophische Begriff des jederzeit sterblichen Lebewesens gerade dessen *Unberechenbarkeit*: Der Tod ist bei Sterblichen zu jedem Augenblick ihrer Existenz möglich. Es scheint darüber hinaus noch eine dritte, überwiegend im Alltag anzutreffende, eher ungenaue Auffassung der Sterblichkeit zu geben, nach der sich jeder erwachsene Mensch eingestehen muss, dass jeder Mensch sterblich ist – damit aber zumeist meint, dass man eben in hohem Alter sterben werde und dass ein Tod in jungen Jahren eigentlich ausgeschlossen sei.

Wenn sich Thanatolinguistik immer nur auf Diskurse in einem bestimmten Zeitraum beziehen kann, ist damit bereits angedeutet, dass die zu untersuchenden sozial geprägten Vorstellungen veränderlich sind. In Teilbereichen gibt es längst in beeindruckendem Umfang linguistische wie kulturwissenschaftliche Forschung, die sozialhistorische Transformationsprozesse dokumentiert. Als Paradebeispiel können die zahlreichen Publikationen zur Textsorte Todesanzeige gelten (u. a. Linke 2001, Stein 2008). Viele grundlegende thanatolinguistische Fragen sind hier schon gestellt und für einen spezifischen Teilbereich auch in historisch-vergleichender oder kontrastiver Perspektive beantwortet worden. Letztlich soll der Neologismus ‚Thanatolinguistik‘ aber ein gemeinsames Forschungsinteresse bezeichnen, das über die Grenze der Analyse einzelner Textsorten oder Kommunikationsformen hinausgeht.

Dieses Interesse ist zurückzuführen auf einige Besonderheiten des Sprechens über die Sterblichkeit, wie sie sich besonders gut an der sprachlichen Konstruktion und Prozessierung des Wissens über den Tod zeigen lassen. So sind etwa Jenseitsvorstellungen ein Beispiel par excellence für die wirklichkeitskonstruktive Kraft der Kommunikation – schon der Ausdruck ‚Jenseits‘ verweist auf den unvermeidlich hohen Grad an Metaphorizität in diesem Bereich.¹ Hinsichtlich der postmortalen Existenz besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass diese der unmittelbaren Erfahrung entzogen ist.² Von zentraler Bedeutung ist daher, wie entsprechende Vorstellungen in Worte gefasst werden. Schließlich ist zeitlebens das

1 In diesem Kontext ist bei der Wortwahl darauf zu achten, welche weltanschaulichen Implikationen diese mit sich bringt: Bereits die räumliche Metapher eines ‚Diesseits‘ suggeriert im Grunde die Existenz einer ‚anderen Seite‘. Dieses Beispiel zeigt schon, wie schwer es ist, im Umfeld des Themas Tod eine möglichst neutrale Beschreibungssprache beizubehalten.

2 Ausgenommen von dieser Einigkeit wären diejenigen, die glauben, durch Nahtoderfahrungen o. Ä. das Jenseits *erlebt* zu haben.

Jenseits nur auf dem Wege der Imagination oder eben intersubjektiv auf dem Wege der sprachlichen Konstruktion einschlägiger Vorstellungen zugänglich.

Gleichzeitig gilt das Sprechen über den Tod immer noch als tabuisiert, wie etwa Ratgeberbücher zu den Themen Sterben, Tod und Trauer seit Jahrzehnten behaupten (zuletzt etwa Likar et al. 2021). Allerdings führt allein die schiere Anzahl massenmedialer Publikationen, in denen er konstatiert wird, den Tabuisierungstopos ad absurdum: Offensichtlich ist es sehr wohl möglich, über Tod und Trauer zu sprechen, so dass es lediglich zur altbekannten Strategie auf dem Buchmarkt gehört, durch den Verweis auf den vermeintlichen Tabubruch Aufmerksamkeit zu generieren (vgl. Schütte 2014: 145; Giaxoglou 2021: 25–28). Darüber hinaus ist vielfach festgestellt worden, dass sich das Sprechen über den Tod generell an der Grenze der Sagbarkeit und der Vorstellbarkeit bewegt: „Der Tod ist das ganz *Andere* des Seins, ein *unvorstellbar* Anderes, das sich der Kommunikation entzieht.“ (Bauman 1994: 8; Hervorheb. i. Orig.) Dennoch gibt es Kommunikation über den Tod, sogar eine Fülle an Material für eine Thanatolinguistik – dank Onlinekommunikation und Social Media wohl mehr denn je. Schließlich ist gerade das Internet heute der bevorzugte Ort der Kundgabe individuellen Glaubens. In den „digitalen Neogemeinschaften“ (Reckwitz 2020: 261), die sich im Netz als Wahlgemeinschaften zu bestimmten Interessen- und Themengebieten temporär bilden, findet ein reger Austausch über private Überzeugungen statt. Dabei geht es zunächst einmal darum, einander Trost zu spenden (vgl. Schütte 2021b: 393–395 sowie Brüggem 2005). Zugleich bildet die Interaktion in den sozialen Medien aber auch „Interpretationscommunitys“ (Reckwitz 2020: 264) aus – nicht zuletzt im Hinblick auf die Deutung des Todes. Wie sich dies konkret in der Kommunikation niederschlägt, sollen in Kap. 3 einige Beispiele zeigen.

2.2 Wissen über den Tod

Aus der Perspektive des diskurslinguistischen Ansatzes von Spitzmüller & Warnke (2011) handelt es sich bei ‚Wissen‘ um

komplex vermittelte Bewusstseinsinhalte, die als kognitive Repräsentationen von unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungen abgeleitet sind. Wissen in unserem Verständnis ist also nicht Erkenntnissicherung zeitloser, ontologischer Fakten, sondern ein sozial verhandeltes Gut der Vergesellschaftung, das Resultat von Vereinbarungen auf der Grundlage historischer, gegenseitiger Zusagen. (Spitzmüller & Warnke 2011: 41)

Diese Auffassung von Wissen als in sozialen Aushandlungsprozessen interaktiv generierten, gefestigten oder zu bearbeitenden kognitiven Strukturen ebnet den Weg für einen Zugang zum Sterblichkeitsdiskurs und dem spezifischen darin ver-

handelten Wissen. Die Diskurslinguistik untersucht u. a. „Typen der Wissenskonstituierung“, wozu die „Konstruktion von Wissen“ im Sinne einer „Herstellung von Faktizität durch Wahrheitsansprüche in regelgeleiteten sozialen Prozessen“ zählt (Spitzmüller & Warnke 2011: 46). Es gibt somit keinen Grund, einen Gegenstand wie Jenseitsvorstellungen von vornherein auszuklammern. Zwar befassen sich empirische Studien in der Diskurslinguistik bisher vorzugsweise mit denjenigen Arten des Wissens, die dem eigenen, wissenschaftsorientierten Ansatz näherliegen (etwa Felder 2013), oder konzentrieren sich auf unmittelbar politisch relevante Themenbereiche – im Zusammenhang mit dem Tod etwa mit der Frage der gesetzlichen Regelung der Sterbehilfe (Felder & Stegmeier 2012). Aber sofern der Wissensbegriff tatsächlich weit gefasst wird, sind epistemisch schwer zugängliche Bereiche wie der Tod für die Diskursforschung besonders attraktiv. Bei Themen wie Sterblichkeit inklusive Vorstellungen von postmortaler Fortexistenz stellt sich auf spezifische Art die Frage, wie der Gegenstand der kommunikativen Interaktion „durch Sprache überhaupt erst geschaffen wird, also auf Grund sprachlicher Zeichen zum mentalen Bezugsobjekt (thematischen Gegenstand) eines Diskurses avancieren kann.“ (Felder 2013: 171)

Unsere Erfahrungen und unser Vorstellungsvermögen geraten angesichts des Todes an Grenzen (u. a. Stadelbacher 2014). Generell verfügen wir über ein Wissen *um* unseren Tod, doch zugleich ist unser gesichertes Wissen *über* den Tod beschränkt: in biologisch-medizinischer Hinsicht etwa beschränkt auf physische Prozesse während des Sterbens oder die Zersetzungsprozesse am Leichnam. Wir wissen, dass wir sterben müssen, aber was der Tod ist und was er bedeutet, darüber gibt es die unterschiedlichsten Annahmen. Gerade für die heutige Zeit wird – nach der zunehmenden Abkehr von kirchengebundener Religion – von einer „Pluralisierung“ (Tirschmann 2019: 77) im Hinblick auf die Deutung des Todes ausgegangen.

Zugleich treten neue Autoritäten auf die Bühne, denen im Diskurs ein besonderer Zugang zum Wissen über den Tod zugeschrieben wird. Als epistemisch privilegierte Personen gelten diejenigen, von denen Auskunft über das Sterben oder ein Leben nach dem Tod erwartet wird und die eine entsprechende massenmediale Präsenz besitzen: Sie werden in Interviews befragt, ihnen wird durch die Publikation von Büchern in der Öffentlichkeit eine Stimme im Diskurs verliehen oder man beruft sich in Onlineforen durch intertextuelle Verweise auf sie. Dazu zählen Personen, die beruflich in Kontakt mit dem Sterben kommen, seien es Beschäftigte im Bestattungswesen, in der Seelsorge oder in der Psychotherapie. Aber auch diejenigen, die das Sterben von Angehörigen miterlebt haben, werden als ‚Zeugen‘ angeführt. Ebenso bedeutende Quellen sind die Sterbenden selbst, deren ‚letzte Worte‘ seit Jahrhunderten als Resümee eines Lebens oder als ‚Blick auf die andere Seite‘ gerahmt werden. Hierher gehören auch die Berichte über

Nahtoderfahrungen, die seit den 1970er Jahren vielfach auf dem Buchmarkt präsent sind. Sogar Auskünfte ‚aus erster Hand‘ sind verfügbar, sofern man die Kommunikation mit Verstorbenen durch spiritistische Medien, durch Offenbarungen oder Jenseitsvisionen als solche akzeptiert. Zwar ist diese letztgenannte Kommunikation einer linguistischen Untersuchung nicht direkt zugänglich, von thanatolinguistischem Interesse ist aber, wie solche Wahrnehmungen und Erfahrungen wiedergegeben und prozessiert werden und welche Überzeugungs- oder Beweiskraft man ihnen im Diskurs zuschreibt. Autoritäten der genannten Arten werden schließlich nicht zuletzt dann angeführt, wenn es um die Frage geht, wie Tod und Sterben zu bewerten sind.

2.3 Bewertungen des Todes

Die Frage, ob der Tod ein Übel sei, begleitet nahezu die gesamte Geschichte der Philosophie (Wittwer 2009: 41–68). Für den Alltagsdiskurs ist zumindest eine grobe Unterscheidung von drei Arten von Bewertung im Themenfeld Tod und Sterben hilfreich:

1. Als *Sterbebewertungen* sollen solche Bewertungshandlungen gelten, die sich auf den *Sterbeprozess* beziehen. So wird etwa von einem ‚sanften Tod‘ oder einem ‚qualvollen Sterben‘ gesprochen.
2. Unter einer *Todesbewertung* kann die Bewertung des Faktums eines Todesfalls verstanden werden, also eine Bewertung des Sachverhalts, dass ein Todesfall eingetreten ist (oder eintreten wird), bzw. die Bewertung des Sachverhalts, dass jemand nun tot ist. Hier wird der Tod etwa als „Verlust“ oder aber als „Erlösung“ gewertet.
3. Als *Sterblichkeitsbewertung* ist die Beurteilung zu bezeichnen, wie die zeitlebens bestehende Möglichkeit des Todes sowie die Unausweichlichkeit ihrer Verwirklichung als anthropologischer Fakt und Merkmal des menschlichen Daseins einzuschätzen ist: Ist seine Sterblichkeit ein Übel oder ein Segen für den Menschen?

Die ersten beiden Arten von Bewertungen beziehen sich also auf einzelne Todesfälle. Diese können entweder faktisch eingetreten sein oder aber die Bewertungen richten sich auf die Möglichkeit eines (hypothetischen) Verlaufs des Sterbens etc. Dagegen abstrahiert die Sterblichkeitsbewertung von konkreten Todesfällen und nimmt eher eine distanzierte, philosophisch wertende Haltung ein. Bei all diesen Bewertungen lassen sich grob drei Einstufungsergebnisse unterscheiden: positiv, negativ oder neutral. Ein Sterbeprozess kann z. B. als weder besonders qualvoll noch als besonders leicht eingestuft werden – und wäre somit neutral bewertet

(z. B. als ‚normal‘ im Sinne von ‚weder besonders gut noch besonders schlecht‘). Auch Todesbewertungen können mit einer Haltung der Gleichgültigkeit vorgenommen werden – dann gilt ein neutral bewerteter Tod z. B. als Teil des ganz normalen Laufs der Dinge. Ebenso kann man sich zur Sterblichkeit an sich weder positiv noch negativ verhalten, sondern ihre Faktizität einfach hinnehmen – ohne sie damit schon zu begrüßen.

Aus linguistischer Sicht wäre zu untersuchen, mit welchen sprachlichen Mitteln Bewertungen wie die genannten vollzogen werden: Dabei sind u. a. Konzeptualisierungen in Form von metaphorischen Ausdrücken relevant. Darüber hinaus sind Bewertungshandlungen oft mit Argumentation verknüpft. So werden in der Regel für 1) und 2) in hypothetischen Fällen Bedingungen genannt, unter denen ein Todesfall oder ein Sterben auf die jeweilige Art zu bewerten ist, bzw. bei tatsächlichen Todesfällen werden Begründungen angeführt, warum der konkrete Tod oder Sterbeprozess so und nicht anders zu beurteilen ist. Auch diese Argumentationsstrukturen gilt es diskurslinguistisch zu erfassen, denn durch die argumentativen Stützungen wird ein individuell verfügbares und zugleich sozial konstruiertes Bewertungswissen etabliert und gefestigt. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass der Tod zunächst einmal für keine gute Sache gehalten wird: Die meisten Menschen bevorzugen das Leben. Dennoch werden sie irgendwann mit ihrer eigenen Sterblichkeit oder dem Sterben Anderer konfrontiert und sehen sich vor die Aufgabe gestellt, damit zurechtzukommen. Welche Argumente bieten also Onlineforen für die Sichtweise, dass der Tod doch kein so großes Übel, sondern neutral oder gar positiv zu bewerten sei?

2.4 Argumente gegen den Tod als Übel

Eine rationale, verbalisierte Form des Trostes kann darin bestehen, sich selbst oder anderen Betroffenen mit Hilfe von Argumenten zu vergegenwärtigen, dass der Tod kein Übel oder zumindest weniger schlimm sei, als man gemeinhin glaubt. Mindestens sieben Arten von Argumenten (vgl. Schütte 2021a: 236–237) werden für gewöhnlich vorgebracht zur Rechtfertigung der Konklusion, dass der Tod nicht so negativ sei, wie man sonst bei der Konfrontation mit dem Sterben zunächst denkt: 1) Der Tod ist etwas Natürliches – und was natürlich ist, kann nichts Schlechtes sein; 2) der Tod trifft alle Menschen gleichermaßen, also kann man sich über den einzelnen Todesfall nicht beklagen; 3) ein Todesfall ist kein Übel, wenn man ihn mit anderen vergleicht – etwa den Tod eines alten Menschen mit dem eines Kindes, einen schmerzlosen Tod mit einem qualvollen usw.; 4) der Tod ist dann weniger schlimm, wenn er nach einem ‚erfüllten Leben‘ eintritt; 5) der Tod ist nichts Negatives, weil das Leben, das er beendet, nichts Gutes (mehr) ist; 6) der Tod geht uns (dem klassi-

schen Argument Epikurs zufolge) nichts an, denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr da; 7) der Tod des Menschen ist kein Übel, denn er ist gar nicht das Ende seiner Existenz.

Viele dieser Argumente verweisen auf Prämissen, die als geteiltes Wissen – z. B. über das, was ein ‚erfülltes Leben‘ sei – vorausgesetzt werden müssen, damit die Schlussfolgerung überzeugt. Mehrere dieser – analytisch trennbaren – Begründungen können durchaus zusammenspielen: So lassen sich mehrere Arten von Argumenten mit der Hoffnung auf eine postmortale Fortexistenz im Sinne von 7) verknüpfen. Dieses letzte Argumentationsmuster vor allem ist es, das in Kap. 3 anhand von Beispielen aus den Onlineforen näher beleuchtet werden soll.

2.5 Formen des Trostes angesichts der Sterblichkeit

Zwar haben sich zuletzt einige linguistische Studien mit Praktiken des Trostes befasst (Scharloth 2016, Marx & Tienken 2021, Marx & Tienken 2023, Klug 2023), aber was unter *Trost* eigentlich zu verstehen ist, scheint schwer zu bestimmen zu sein. Auch hier erfolgt keine ausführliche Diskussion einer Definition. Unter Trost werden im Folgenden näherungsweise *Praktiken* verstanden, mit denen eine für eine Person A als negativ empfundene Situation gelindert werden soll. Somit kann sowohl Person A sich selbst trösten, sei es durch den Verzehr einer Tafel Schokolade oder indem sie Trost in der Natur findet (vgl. Klug 2023 zum Wald als Bestattungs- und Trostort), als auch getröstet werden von einer Person (oder Personengruppe) B, die die Situation von A für A als negativ empfindet. Es kann also sein, dass man jemanden tröstet, der selbst gar nicht glaubt, trostbedürftig zu sein. Des Weiteren soll Person A getröstet werden, doch ob dies gelingt, bleibt offen. Und schließlich können Trostversuche auf unterschiedlichsten Wegen unternommen werden: Es müssen nicht nur Worte des Trostes sein, man kann Person A auch in den Arm nehmen – neben der verbalen kann nonverbale, körperliche Zuwendung tröstlich sein.

Traditionell versorgen Religionen den Menschen mit Trost angesichts seines bevorstehenden Todes.³ Insbesondere die Vorstellungen, dass es – im Sinne von Argument 7 aus Kap. 2.4 – eine postmortale Fortexistenz in einem ‚Jenseits‘ gebe, kann als tröstlich empfunden werden. Dies gilt sowohl für die Aussicht auf den eigenen Tod als auch für die Konfrontation mit dem Tod anderer, nahestehender Menschen, also im Trauerfall. Bei einer solchen faktischen, *personalen Unsterblichkeit* wäre der Fort-

³ Habermas (1985: 52) führt die „bindende Kräfte der Religion“ zurück auf das „Bedürfnis nach Trost“. Auch DeMarchi (1988: 48) betont, „daß das der Religiosität der breiten Masse der Bevölkerung zugrundeliegende tiefste psychische Bedürfnis die Suche nach einer wie immer gearteten Unsterblichkeitsgarantie ist, d. h. nach einem sicheren Schutz gegen Todesangst und Tod.“

bestand mindestens eines Teils der Person, z. B. des Bewusstseins oder der ‚Seele‘, nach dem Tod erforderlich (vgl. die Diskussion bei Birnbacher 2017: 105–125). Diese postmortale Fortexistenz ist aber nicht die einzige Möglichkeit, Trost zu generieren. Außer der personalen Unsterblichkeit lassen sich – im Anschluss an Lifton (1986: 30–53 sowie 1994: 21–23) – weitere Formen *symbolischer Unsterblichkeit* differenzieren, die den Schrecken des Todes lindern können. Dazu zählt u. a. der „*biologische Modus* der symbolischen Unsterblichkeit“ (Lifton 1994: 22), der durch das Fortleben in den künftigen Generationen einer Familie zum Ausdruck kommt, und zwar „in Form der Weitergabe unserer Gene, Geschichte, Werte und Besitztümer“ (Solomon, Greenberg & Pyszczyński 2016: 315). Die „*kreative Modus* der symbolischen Unsterblichkeit“ (Lifton 1994: 22–23) hingegen äußert sich in dem Weiterleben Verstorbener in ihren schöpferischen Werken auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft oder der Technik (vgl. auch Liessmann 2004). Im *Modus der natürlichen Transzendenz* schließlich besteht zwar das Individuum nicht fort, es kommt aber zu einer „Identifikation mit allem Leben, der Natur, ja sogar dem Universum.“ (Solomon, Greenberg & Pyszczyński 2016: 315) Verstorbene gehen nach solchen Vorstellungen jeweils in diesem unvergänglichen Ganzen auf.

Kehrt man zu den Vorstellungen von personaler Unsterblichkeit zurück, so stellt sich schon dort die Frage, was die fortlebende ‚Person‘ ausmacht: Existiert diese nur noch als ‚Bewusstsein‘ oder ‚Seele‘? Oder verfügt man auch in seiner postmortalen Existenz über einen Körper? Einige der Jenseitsvorstellungen im Diskurs von Trauerforen scheinen so etwas vorauszusetzen, wenn etwa davon die Rede ist, dass man erwartet, dort seine Liebsten wieder in die Arme zu schließen. Vorausgesetzt, dass dies wörtlich gemeint ist, benötigte man dafür im Jenseits Arme. Es stellt sich somit die Frage, wie genau die Imaginationen eines Lebens nach dem Tod ausgestaltet sind. Wie wird also Wissen über den Tod in den Foren konstruiert: Wie detailliert werden diese Konstruktionen ausgeführt und reflektiert? Mit welchem Geltungsanspruch werden sie präsentiert? Dies wird im Folgenden anhand zweier Threads exemplarisch analysiert.

3 Beispiele aus dem Sterblichkeitsdiskurs zweier Forenthreads

Die im Folgenden zitierten Threads stammen aus zwei Onlineforen, die exemplarisch ausgewählt wurden, da sie uneingeschränkt zugänglich sind, das einschlägige Thema unter fast identischem Titel ausführlich diskutieren, nicht von vornherein eine spezifische weltanschauliche (z. B. religiöse) Ausrichtung aufweisen und offenkundig von unterschiedlichen Zielgruppen genutzt werden: Während die „UrbiaCommunity“ als

Teil des Online-Angebots der Printzeitschrift „Eltern“ eher jüngere Altersgruppen bis Personen mittleren Alters fokussiert, spricht das „Seniorenportal“ eine deutlich ältere Bevölkerungsschicht an. Beide Diskussionsforen sind frei zugänglich und ohne Registrierung einsehbar. Aus forschungsethischen Gründen werden jedoch bei den Zitaten die Nicknames der User:innen anonymisiert und in der Reihenfolge ihres Erscheinens durchnummeriert (User:in 1‘ etc.). Wo Hinweise auf das Geschlecht der Personen vorliegen, wird in der Analyse das entsprechende Genus verwendet. Alle wörtlichen Zitate werden in der Originalform präsentiert, d. h. ohne orthographische Korrektur.

3.1 UrbiaCommunity

In dem „Allgemeinen Forum“ der Website „Urbia“ wird unter dem Titel „Leben nach dem Tod“ am 23.10.2016 ein Thread eröffnet, in dem nach dem initialen Post bis zum 28.10.2016 immerhin 40 weitere Beiträge folgen (am 21.4.2018 kommt ein einziger weiterer Post hinzu).⁴ Bei den User:innen handelt es sich, soweit dies erkennbar ist, überwiegend um junge Eltern. Die Threaderöffnerin fragt die anderen Forennutzer:innen nach deren Gedanken zu einem möglichen Leben nach dem Tod: „Glaubt ihr daran, oder seid ihr der Meinung dass das Blödsinn ist?“ (User:in 1; 23.10.16, 10:49). Als erste Reaktion, die zugleich als „beliebteste Antwort“ im Forum markiert erscheint, folgt daraufhin diese Stellungnahme:

Als Katholikin müsste ich streng genommen an das „ewige Leben“ die „Wiederauferstehung“ glauben. Aber wenn ich ehrlich bin, möchte ich nicht wieder auferstehen sondern nach dem Tod einfach meine Ruhe haben. Wie in einer Vollnarkose die niemals endet. Nicht auferstehen, nicht wiedergeboren werden, nicht als Geist rumspuken- gar nichts.

Was wirklich ist, keine Ahnung das KANN niemand wissen. [User:in 2; 23.10.16, 14:18]

Auf die Ursprungsfrage nach „Glaube“ und „Meinung“ hin nimmt User:in 2 somit eine agnostische Haltung ein und zieht damit eine Grenze für jegliches „Wissen“, dessen Unmöglichkeit sie durch die Versalienschreibung betont. Vorher nimmt sie eine Selbstpositionierung (Lucius-Hoene & Deppermann 2004) als „Katholikin“ vor, um die damit verbundene Verpflichtung zu einem bestimmten „Glauben“ so- gleich zu relativieren. Sie leitet unmittelbar über zu demjenigen Aspekt, den sie am ausführlichsten behandelt, nämlich die Frage der präferierten Vorstellung, indem sie kundtut, was sie „möchte“ und was nicht. Diese Vorstellung wird durch Vergleiche mit der lebensweltlichen Erfahrung aus dem Bereich der Medizin

4 <https://www.urbia.de/forum/11-allgemeines/4830341-leben-nach-dem-tod> (letzter Zugriff 02.09.2024).

(„Vollnarkose“) beschrieben und ansonsten lediglich ex negativo bestimmt (keine Wiedergeburt, kein Rumpspuken). Statt im Bereich des Glaubens und Wissens zu bleiben, werden somit bereits in dieser Antwort Wünsche in den Vordergrund gestellt.

Nachdem im Anschluss weitere User:innen die Vorstellung einer postmortalen Fortexistenz ablehnen, reagiert darauf User:in 3 mit diesem Posting:

ich finde die Vorstellung, daß ich nach dem Tod einfach für immer und ewig weg bin ganz furchtbar.

Auch wenn ich mir vorstelle, daß es irgendwann keine Menschen mehr gibt, was bleibt dann? Die Erde? Das All? Alles geht ewig weiter? Wie weit geht das Universum?

Ach, darüber will ich mir gar keine Gedanken machen.

ich würde am liebsten einfach wiedergeboren werden.....denn ein ewiges Leben? Mh, weiß auch nicht, kann mir nicht vorstellen, wie das aussehen soll.....

Sehr schwierig und ich hoffe, daß ich die Antwort erst in vielen vielen Jahren erfahre.lg
[User:in 3; 23.10.16, 20:06]

Die Vorstellung der unwiderruflichen Auslöschung der eigenen Existenz oder der gesamten Menschheit bewertet User:in 3 als „furchtbar“, woraufhin sie diesen Gedanken beiseiteschiebt, um sich der präferierten Vorstellung einer Wiedergeburt zuzuwenden, die der Verfasserin plausibler erscheint als ein „ewiges Leben“. Auch die am Ende ausgedrückte Hoffnung auf einen Aufschub des Todes wird mit der Aussicht verknüpft, die „Antwort“ erst später zu „erfahren“ – was genau genommen ein Weiterleben voraussetzt. Die Unerträglichkeit der Vorstellung des endgültigen Nichts wiederholt User:in 3 in einem späteren Beitrag:

Einerseits total spannend, aber auf der anderen Seite hab ich total Horror davor, wenn ich mir vorstelle, daß sich die Erde noch ein paar Millionen Jahre weiterdreht, ich aber nie wieder da sein werde. Weg, einfach weg.....🙄 ne, das geht gar nicht. [User:in 3; 24.10.16, 09:27]

In derartigen Postings korrespondiert der informelle Stil (Grußformeln wie „lg“, Interjektionen wie „ach“, umgangssprachliche Lexik wie „total Horror davor“) mit der Vagheit der zuvor ausgedrückten Wünsche („einfach wiedergeboren werden“). Die präferierte Jenseitsvorstellung bleibt insofern vage, als sie inhaltlich unbestimmt oder zumindest unterbestimmt (vgl. Felder 2022: 554) ist: Wie das Leben nach dem Tod – hier als „Wiedergeburt“ bezeichnet – aussehen soll, wird nicht näher ausgeführt. Auch im Anschluss präsentieren weitere User:innen in mitunter sehr kurzen Beiträgen auffallend vage Vorstellungen vom Jenseits, wobei sie die Begrenztheit ihres Wissens stets einräumen – User:in 4 allerdings

positioniert sich selbst zunächst als kompetent angesichts erlebter Konfrontationen mit dem Thema:

Hallo

Auch ich wurde schon häufiger mit dem Tod konfrontiert und habe die Ansicht das nach dem Tod nicht einfach "nichts mehr" kommt und es gar nichts mehr gibt.

Aber was ? Das weiß ich nicht.

LG [User:in 4; 24.10.16, 13:38]

Hallo,

ein Lebewesen besteht aus viel mehr als nur aus der äußeren Hülle. Darum glaube ich daran, dass es etwas nach dem Tod gibt. Was genau, kann ich nicht benennen.

Dieser Gedanke hat etwas immens Tröstendes für mich.

LG

[weiblicher Vorname] [User:in 5; 25.10.16, 08:55]

User:in 5 schreibt ihrem „Glauben“ ungeachtet der Vagheit des „Etwas“, das es nach dem Tod geben soll, also eine Trostwirkung zu, die sie als subjektiv markiert („für mich“). Im direkt anschließenden Posting führt eine andere Diskutant:in eine ähnliche Einstellung argumentativ aus:

Hallo,

ich bin auch nicht besonders religiös, aber ich glaube an "Etwas" nach dem Tod. Warum? Weil ich die Vorstellung an die Endgültigkeit nicht ertrage, besonders wenn ich an Menschen/Tiere denke, die gestorben sind und mir am Herzen lagen (oder deren Geschichte mich berührt haben) oder auch die Vorstellung, dass geliebte Menschen noch sterben werden, da lebe ich einfach besser damit, zu glauben, dass er/sie nicht komplett weg ist, dass es weitergeht, wenn auch nicht so wie hier und jetzt. Dass das Gute im Menschen, das für das ich ihn geliebt habe/liebe, eben nicht tot ist, weil es so unendlich traurig und trostlos wäre.

Liebe Grüße [User:in 6; 25.10.16, 09:57]

Trostlosigkeit und Unerträglichkeit werden also umgangen, indem die Vorstellung, es gebe keine postmortale Fortexistenz – hier primär bezogen auf andere Verstorbene –, abgelehnt wird. Die User:in positioniert sich als nicht-religiös, bekennt sich aber zu einer vagen Transzendenzvorstellung, die eine ebenso vage Transformation umfasst („nicht so wie hier und jetzt“). Da die Verfasser:in also einen Glauben an Transzendenz bekundet, die sie der „Endgültigkeit“ entgegenstellt, deutet hier – wie auch sonst oft im Forum – einiges darauf hin, dass unter ‚Religiosität‘ die traditionellen, kirchlich organisierten Formen des Glaubens verstanden und als solche abgelehnt werden. Die eigene Jenseitsvorstellung von

User:in 6 steht dabei im Dienst eines besseren Lebens, da ein endgültiges Nichtsein („komplett weg“) als unerträglich „trostlos“ empfunden würde. Die Modalpartikel „einfach“ unterstreicht in diesem Zusammenhang die Willkür bei der Entscheidung für diese Annahme: „da lebe ich einfach besser damit“.

Die Vagheit einer Proposition, wie sie in den Beispielen wiederholt festzustellen war, und der Gewissheitsgrad, mit dem diese ausgedrückt wird, können in verschiedenen Kombinationen auftreten. Insbesondere können inhaltlich unterbestimmte Hoffnungen auf ein Leben nach dem Tod mit größter Gewissheit geäußert werden: „Ich glaube wirklich daran, dass danach noch was, nur in anderer Form, auf uns wartet.“ (User:in 7; 24.10.16, 17:56) Auch im weiteren kommunikativen Kontext werden solche vagen Jenseitsvorstellungen nicht konkretisiert. Die Vagheit tritt hier somit in einer Form auf, in der die „auswählbaren Deutungs- oder Präzisierungsoptionen“ (Felder 2022: 564) maximiert sind. Die Haltung, ohne intensivere Reflexion an eine *irgendeine* Form der postmortalen Fortexistenz zu glauben, kann – nicht zuletzt aus kulturkritischer Perspektive – als besonderes Kennzeichen der Gegenwart gelten: „Eine vage, fast interesselose Unbestimmtheit in einer Frage, der Menschen in anderen Zeiten einen Großteil ihrer ökonomischen, technischen und intellektuellen Energie gewidmet hatten, drückt sich darin aus.“ (Liessmann 2004: 15)

3.2 Seniorenportal

Während in der „UrbiaCommunity“ kaum eine kontroverse Diskussion über Jenseitsvorstellungen zustande kommt, zeigt sich im „Seniorenportal“ eine kompetitive Interaktion, bei der auch metakommunikativ Fragen nach der Funktion des Forums und nach den geltenden Kommunikationsnormen erörtert werden. In dem Thread mit der Titelfrage: „Was geschieht nach dem Tod?“, der im Unterforum „Religionen – Weltanschauungen“ des Seniorenportals gepostet wurde, sind 194 Antworten im Zeitraum vom 17.9.2017 bis 8.1.2018 zu verzeichnen.⁵ Allerdings kommt es im Verlauf der Debatte zu thematischen Verschiebungen, in denen beispielsweise das Verhältnis von Wissenschaft und Religion unabhängig von der gestellten Frage diskutiert wird. Außer ihrer Frage danach, was nach dem Tod geschehe, gibt die Threaderöffnerin noch den kommunikativen Rahmen vor: „Hier sollen die verschiedenen Glaubensrichtungen und Meinungen friedvoll diskutiert werden.“ (User:in 8; 17.09.17, 17:28) In einer der ersten Reaktionen heißt es:

⁵ <https://www.seniorenportal.de/community/forum/religionen-weltanschauungen/was-geschieht-nach-dem-tod?tid=1010383> (letzter Zugriff 02.09.2024).

Ich glaube an die Reinkarnation ! Das besagt **für mich** ... die Seele lebt weiter ohne die irdische Last mitzuschleppen. (User:in 9; 18.09.17, 11:50; Hervorhebung im Original)

„Reinkarnation“ wird in diesem Beitrag also aufgefasst als Fortexistenz einer körperlosen Seele, was eher an die platonische Tradition erinnert. Besonders abgesetzt durch Fettdruck ist die Subjektivitätsmarkierung „für mich“. Diese Markierung hat zwei Effekte: Zum einen scheint damit das Recht auf eine individuelle Deutung betont zu werden, womit der Geltungsbereich jener Vorstellung eingeschränkt wird, zum anderen versucht User:in 9 damit aber auch Kritik durch Dritte abzublocken. Eine andere Userin formuliert ihre Antwort auf die im Thread gestellte Frage hingegen ohne Subjektivitätsmarker:

Die Seele lebt weiter nach dem körperlichen Tod und sie nimmt „DAS BIN“ mit. Unser SEIN – wie wir sind – unsere Eigenart und das stirbt auch nicht ab, sondern geht im nächsten Leben der Seele mit

War unser Leben hier ein gutes Leben, dann geht es noch besser weiter.

War es nicht so gut, dann muss im nächsten Leben weiter gelernt werden.

Unsere unsterbliche Seele ist uns SEIN. (User:in 10; 30.09.17, 17:04)

Daraufhin folgt – statt erwartbarer Nachfragen zu den erratischen Formulierungen und Vorstellungsinhalten – unmittelbar eine Zurechtweisung durch einen anderen User, die sich auf die Form des Beitrags richtet:

OK [User:in 10], das sind DEINE Gedanken, Dein Glaube – er soll Dir unbenommen sein, aber bitte stell es doch nicht als Tatsache hin:-) Das hat schon wieder den Touch des bekehren wollens und dem anspruch auf alleiniges Wissen der „Wahrheit“ und irgendwie passt das hier nicht hin ... alle anderen schreiben doch auch von ihrer eigenen meinung und betonen das auch – bloss Du nicht (User:in 11; 30.09.17, 19:16)

Metakommunikativ bestreitet User:in 11 grundsätzlich den zuvor erhobenen Geltungsanspruch, der sich durch den Verzicht auf Subjektivitätsmarker ergibt. Ein im Forum präsentierter „Glaube“ darf sich demzufolge nicht als „Tatsache“ oder „Wahrheit“ darstellen, sondern ist lediglich als „Meinung“ zu rahmen, was es auch stets zu „betonen“ gelte. Mit Hilfe eines Konformitätsarguments – dem Hinweis auf „alle anderen“ – wird daher der vorangegangene Beitrag von User:in 10 als unpassend eingestuft. Bekehrungsversuche gelten als unerwünscht. An anderer Stelle wird Widerspruch im Seniorenportal jedoch weniger strikt, vielmehr ähnlich vorsichtig formuliert wie in der „UrbiaCommunity“. So reagiert jemand in einem Beitrag des Threads auf einen User, der eine Fortexistenz nach dem Tod in Frage gestellt hat. Vollständig lautet dieser Post so:

Deine Vermutung, "Am Ende ist alles nichts", daran kann ich wirklich nicht glauben. Weisst Du ... ob nicht eventuell ... was vorher war ?

Sag mir, was hätte dann ... das Leben für einen Sinn? Etwa nur ... Friede, Freude, Eierkuchen?
(User:in 12; 20.09.17, 18:45)

Mit der Verwendung von (rhetorischen) Fragesätzen und der Simulation von Gedankenpausen, die mittels Auslassungspunkte in die digitale Schriftlichkeit überführt werden und „Nicht-Übereinstimmung bzw. Dispräferenz“ (Androutsopoulos 2020: 139) in höflicher Form kontextualisieren können, äußert sich User:in 12 vorsichtig und indirekt, indem sie ihre Ablehnung nicht explizit formuliert. Jedoch macht sie den Dissens deutlich. Rekonstruiert man die implizite Argumentation (Schröter 2021), zeigt sich hier eine Verknüpfung der Prämisse eines Lebenssinns mit der Annahme einer postmortalen Fortexistenz. Als implizite Prämisse gilt erstens, dass das Leben keinen Sinn hätte, wenn es kein Leben nach dem Tod gäbe. Zweitens muss es ein Leben nach dem Tod geben, wenn das Leben andernfalls keinen Sinn hätte. Diese Annahme wurzelt also in der – ebenfalls impliziten – Voraussetzung, dass es auszuschließen sei, dass das Leben keinen Sinn habe. Aus all dem schließt User:in 12, dass es ein Leben nach dem Tod geben muss (bzw. dass die These „Am Ende ist alles nichts“ nicht wahr sein kann). Somit wird deutlich, unter welchen Voraussetzungen hier etwas geglaubt wird: Es muss einen Sinn des Lebens geben, deshalb muss es ein Leben nach dem Tod geben. Die Einstellung zum Tod ist insofern eng verknüpft mit der Einstellung zum Leben in seiner Ganzheit und darüber hinaus mit universalen Zusammenhängen: Die Jenseitsvorstellungen werden hier offenbar getragen von der Annahme einer insgesamt sinnhaft eingerichteten Welt.

Gleichwohl liegt bei User:in 12 wiederum eine Markierung der Subjektivität vor („daran kann *ich* wirklich nicht glauben“). Subjektivierungsmarker kommen allerdings auch bei der Darstellung symbolischer Formen der Unsterblichkeit zum Einsatz, z. B. im biologischen Modus:

Weiterleben werden wir in den Genen, die wir unseren Kindern vererben. Das ist für mich die Unsterblichkeit. (User:in 13; 09.11.17, 17:43)

Die häufige Verwendung wirft die Frage auf, ob ein solches „für mich“ als existimatorische Angabe zur Unterklasse der verifikativen Angaben gehört, die den „Realitätsgrad eines Sachverhaltes“ (Engel 1988: 230) modifizieren, oder ob es vielmehr als eine restriktive Angabe zu verstehen ist, die den „Geltungsrahmen“ (Engel 1988: 225) einschränkt. Letzteres scheint durchaus möglich zu sein, wenn Jenseitsvorstellungen mit lediglich privatem Geltungsanspruch vorgebracht werden: Man wird etwa die eigenen Verwandten im Himmel wiedersehen – was andere nach dem Tod erwartet, bleibt dabei völlig offen. Hier allerdings dürfte es

sich eher um eine existimatorische Angabe handeln, da die Verwendung eines inklusiven „wir“ im Zitat von User:in 13 darauf hindeutet, dass die Äußerung als eine generalisierte Aussage aufzufassen ist, die sich auf alle Menschen bezieht und nur vorsichtig formuliert ist (im Sinne von: ‚Dies ist meine Sichtweise.‘). Die existimatorische Angabe „für mich“ leistet an dieser Stelle aber nicht nur das, was man Heckenausdrücken (*hedges*) gemeinhin zuschreibt, nämlich die Markierung von Unsicherheit. Vielmehr *immunisiert* es die Äußerung geradezu gegen Kritik in einem gegebenen kommunikativen Rahmen, in dem ohnehin, wie der kritische Beitrag von User:in 11 demonstriert hat, intersubjektiv gültige Wahrheitsansprüche gar nicht erhoben werden dürfen.

3.3 Tendenzen im Sterblichkeitsdiskurs der Onlineforen

Die Interaktant:innen bilden in den Foren zwar keine Glaubensgemeinschaften, da offenbar ein gemeinsamer Glaube fehlt, aber doch „digitale Neogemeinschaften“ (Reckwitz 2020: 261), die als „Interpretationscommunitys“ (Reckwitz 2020: 264) fungieren. Es kommt hier zu einer „Rekomposition religiösen Wissens“, das als Merkmal „populärer Religion“ (Knoblauch 2009: 78) gilt. Für Walter (1994) ist die collagenartige Rekomposition von kulturellen Fragmenten unterschiedlichster Herkunft⁶ ein Kennzeichen der postmodernen Auseinandersetzung mit dem Tod – mit der die vermeintliche Todesverdrängung der Moderne selbst verdrängt worden ist. Statt einer „unsichtbaren Religion“ (Luckmann 1991) erobert der individuelle Glaube – so vage er sein mag – mit den sozialen Medien wesentliche Bereiche der digitalen Öffentlichkeit: „Bisher sozial unsichtbare, subjektive religiöse Erfahrungen [...] finden sich nun massenhaft in unterschiedlichsten ‚Foren‘, ‚Blogs‘ oder ‚Communities‘.“ (Knoblauch 2009: 270) Die Konstruktion gemeinsamen Wissens geht über die bloße Bekanntgabe des eigenen Erlebens hinaus. Dieses wird von den Interaktionspartner:innen bestätigt und, wenn auch nicht geteilt, so doch akzeptiert und in etablierte Deutungsraster eingeordnet (vgl. Knoblauch 2009: 271). Die Publikation von Jenseitsvorstellungen in Onlineforen trägt insofern zur Konstruktion von Wissen bei, als diese Bestätigung erfahren oder zumindest unwidersprochen bleiben. Die öffentlich präsentierten Überzeugungen stehen nun dem Publikum als akzeptable Optionen zur Verfügung.

Allerdings wird in den Onlineforen kein Anspruch auf intersubjektive Gültigkeit spiritueller Erfahrungen und Einstellungen erhoben – und wo dies doch ge-

⁶ Allein im hier untersuchten Thread des Seniorenportals berufen sich die User:innen explizit auf Altes wie Neues Testament, den Koran, Buddhismus (v. a. Zen-Buddhismus), Pantheismus, Anthroposophie, Konfuzius, C. G. Jung, Ludwig Wittgenstein etc.

schieht, werden solche Versuche umgehend sanktioniert. Nicht einmal die Vorstellung eines universalen Jenseits muss sich mit den individuellen „Meinungen“ zum Leben nach dem Tod verknüpfen, vielmehr ist eine Privatisierung der Jenseitsvorstellungen zu konstatieren, die sich gleichwohl im öffentlichen Raum vollzieht. Die User:innen sprechen meistens nur von den eigenen Freund:innen und Verwandten, die man im Jenseits wiedertrifft – wie die postmortale Fortexistenz für andere aussieht, lässt man offen. Sobald Aussagen getroffen werden, deren Geltungsanspruch sich auf alle Menschen erstreckt, stoßen diese umgehend auf scharfe Kritik. Ein derart privatisiertes Jenseits führt dazu, dass Onlineforen nur selten ein Ort der Missionierung sind. Stattdessen breiten die Foren ein unverbindliches Trostangebot aus, aus dem jede:r etwas individuell Passendes auswählen darf. Die als negativ empfundene Konfrontation mit der (eigenen) Sterblichkeit wird gelindert, indem vage Vorstellungen einer Unsterblichkeit dageengehalten werden. Die tröstlichen Vorstellungen und Gedanken werden in den Foren in aller Regel ratifiziert, wenn nicht emphatisch affirmiert, zumindest aber stillschweigend akzeptiert. Schließlich zählt es zum hier etablierten, sozial geteilten Wissen, dass man die privaten Jenseitsvorstellungen anderer Diskursteilnehmer:innen nicht in Zweifel ziehen darf – dies gilt zumindest so lange, wie deren Überzeugungen sich nicht auf andere Menschen erstrecken und für diese Gültigkeit beanspruchen.

Ähnliches lässt sich speziell in Trauerforen beobachten: Der individuelle Komfort wird gesichert, indem die mehrfachadressierten, frei zugänglichen Foren als Ratgeberangebot im Trauerfall bereitstehen (vgl. Thiery 2015: 90). Die Kundgabe des eigenen Umgangs mit Trauer angesichts des Todes geht somit über eine bloße Beschreibung hinaus: „Dabei wird das individuelle Erleben und biographische Verarbeiten des eigenen Todes oder des Todes anderer zur Vorlage pragmatischer Lösungen.“ (Tirschmann 2019: 79) Wie der Umgang mit der eigenen Trauer zur Mustervorlage für das übrige Onlinepublikum wird, so entfaltet auch die Kundgabe der persönlichen Jenseitsvorstellungen unverbindliche Deutungsangebote für die anderen User:innen.

Wie sich in den Foren gezeigt hat, richtet sich die individuelle Auswahl aus dem bestehenden Transzendenzangebot danach, was die Trostfunktion erfüllt. Dabei besagt ein klassisches Argument der Religionskritik, dass es den Glauben diskreditiere, wenn die Hoffnung auf ein Jenseits als bloßes Wunschdenken enttarnt werden kann. So wendet sich etwa Sigmund Freud in der „Zukunft einer Illusion“ (orig. 1927) dagegen, an religiösen Vorstellungen nur deshalb festzuhalten, weil diese etwas „Tröstliches“ hätten:

Wenn die Verurteilung ‚faule Ausrede‘ je am Platze war, so hier. Die Unwissenheit ist die Unwissenheit; kein Recht, etwas zu glauben, leitet sich aus ihr ab. Kein vernünftiger Mensch wird sich in anderen Dingen so leichtsinnig benehmen und sich so armseligen Begründun-

gen seiner Urteile, seine Parteinahme zufrieden geben, nur in den höchsten und heiligsten Dingen gestattet er sich das. (Freud 2007: 135)

Insofern ist hier aktuell eine Kehrtwende zu konstatieren, wenn die einfache psychoregulative Nützlichkeit eines noch so vagen Jenseitsglaubens ganz offen als dessen unschlagbare Begründung ins Feld geführt wird. Wetz (2022) hat diese postmoderne Haltung jüngst aus philosophischer Sicht gewürdigt. Er empfiehlt „ein breites Spektrum tröstlicher Angebote, in denen es weniger um Wahrheit als um Leidminderung geht. Am Ende zählt, was hilft!“ (Wetz 2022: 101) Dieser Verzicht auf genaueres Nachdenken, das den Trost nur mindern könnte, wird als Teil einer „Kultur der Ungenauigkeit“ (Wetz 2022: 61) ausdrücklich befürwortet.

4 Fazit

Das diskursiv konstruierte Wissen über Tod und Jenseits in den beispielhaft analysierten Forenbeiträgen wird von den User:innen nach dem Kriterium seiner Nützlichkeit beurteilt. Nützlich ist dieses Wissen dann, wenn es die Angst vor dem Tod oder die Schwere der Trauer verringert oder beseitigt und die Sinnhaftigkeit des Seins garantiert. Trost ist somit der gewünschte Effekt und einziger Bewertungsmaßstab. Dies ist eine spezifische Sicht auf den Tod, von der man annehmen darf, dass sie ein Charakteristikum des heutigen Umgangs mit der Sterblichkeit ist. Die wechselseitigen Bestärkungen, wie sie in den Internetforen vorgenommen werden, unterstützen die Gewissheit des Trostes. Nicht die Trostfunktion der Vorstellungen von postmortaler Fortexistenz ist dabei neu, wohl aber die offen kommunizierte Einstellung, dass es nur darum gehe, sich aus den Deutungsangeboten ein individuell passendes Trostkonstrukt zusammenzustellen.

Die hier zitierten Quellen (ein Seniorenforum und ein Portal der Zeitschrift „Eltern“), die qualitativ untersucht wurden, sind als solche nicht speziell auf Jenseitsvorstellungen ausgerichtet. Es liegt nahe oder scheint sogar notwendig, bei der Erforschung des Sterblichkeitsdiskurses solche Kommunikationsbereiche einzubeziehen, die von vornherein außerhalb des Rahmens des naturwissenschaftlichen Weltbildes anzusiedeln sind. Auch Esoterikforen wären insofern ein interessantes Untersuchungsobjekt. Hat man einmal die Auseinandersetzung mit dieser speziellen Art von Wissen akzeptiert, öffnen sich weitere Möglichkeiten. Es ist thanatolinguistisch höchst interessant, welche Jenseitsvorstellungen außerhalb etablierter philosophischer oder theologischer Diskurse konstruiert werden und welche Grenzen oder Leerstellen diese haben. Ebenso sind Erfahrungen wie z. B. Nahtoderlebnisse oder Formen der Kommunikation mit Verstorbenen, ‚Botschaften aus dem Jenseits‘ etc. insofern relevant, als zu prüfen ist, inwiefern diesen ein

Erkenntniswert oder eine Trostfunktion zugesprochen wird. Dabei sind stets auch die Reaktionen der Interaktionspartner:innen relevant: Welche Vorstellungen werden akzeptiert und setzen sich in der Forenkommunikation durch? Wo werden Sagbarkeitsgrenzen gezogen? Bei den hier betrachteten Beispielen fällt auf, dass nicht etwa maximal vage Jenseitsvorstellungen auf Kritik stoßen, sondern vielmehr solche, die mit einem Allgemeingültigkeitsanspruch vertreten werden. Abgesehen davon gilt alles als akzeptabel, was das Leben der Betroffenen erleichtert. Ob sich diese Tendenzen bei einer quantitativ-qualitativen Auswertung größerer Korpora bestätigen lassen, ist eine wichtige Frage für die weitere Forschung.

Literatur

- Androutsopoulos, Jannis (2020): Auslassungspunkte in der schriftbasierten Interaktion. Sequenziell-topologische Analysen an Daten von griechischen Jugendlichen. In Jannis Androutsopoulos & Florian Busch (Hrsg.), *Register des Graphischen. Variation, Interaktion und Reflexion in der digitalen Schriftlichkeit*, 133–158. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bauman, Zygmunt (1994): *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Becker, Ernest (1997): *The Denial of Death*. New York: Free Press.
- Birnbacher, Dieter (2017): *Tod*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Brüggen, Susanne (2005): *Letzte Ratschläge. Der Tod als Problem für Soziologie, Ratgeberliteratur und Expertenwissen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DeMarchi, Luigi (1988): *Der Urschock. Unsere Psyche, die Kultur und der Tod*. Darmstadt: Luchterhand.
- Doblhammer-Reiter, Gabriele & Thomas Salzmann (2010): Sterberate. In Héctor Wittwer, Daniel Schäfer & Andreas Frewer (Hrsg.), *Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 118–125. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.
- Felder, Ekkehard (2013): Linguistische Diskursanalyse im Forschungsnetzwerk ‚Sprache und Wissen‘. In Willy Viehöver, Reiner Keller & Werner Schneider (Hrsg.), *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*, 167–197. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Felder, Ekkehard (2022): Vagheit als Chance verstehen. Pragma-semiotische Erdung von Veruneindeutigungen als Formen diskursiv instruierter Wissenskonstitution. *LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 52 (4), 549–567.
- Felder, Ekkehard & Jörn Stegmeier (2012): Semantische Kämpfe in einem Textkorpus zum Sterbehilfediskurs. In Eva Schmitt & Wolfgang U. Eckart (Hrsg.), *Handbuch Sterben und Menschenwürde*, 329–346. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Freud, Sigmund (2007): Die Zukunft einer Illusion. In Sigmund Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion. 8., unveränd. Aufl., 107–158. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Giaxoglou, Korina (2021): *A Narrative Approach to Social Media Mourning. Small Stories and Affective Positioning*. London: Routledge.
- Habermas, Jürgen (1985): *Die Neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Klug, Nina-Maria (2023): „Naturverbunden, schlicht und tröstlich.“ Ein diskurslinguistisches Schlaglicht auf den Wald als Bestattungs- und Trostort. *Muttersprache* 133 (4), 315–332.
- Knoblauch, Hubert (2009): *Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Liessmann, Konrad Paul (2004): Ruhm, Tod und Unsterblichkeit. Über den Umgang mit der Endlichkeit. In Konrad Paul Liessmann (Hrsg.), *Ruhm, Tod und Unsterblichkeit. Über den Umgang mit der Endlichkeit*, 7–19. Wien: Zsolnay.
- Lifton, Robert Jay (1986): *Der Verlust des Todes. Über die Sterblichkeit des Menschen und die Fortdauer des Lebens*. München: Hanser.
- Lifton, Robert Jay (1994): *Das Ende der Welt. Über das Selbst, den Tod und die Unsterblichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Likar, Rudolf, Georg Pinter, Herbert Janig, Thomas Frühwald & Karl Cernic (2021): *Es lebe der Tod. Tabuthema Sterben*. Wien: Ueberreuter.
- Linke, Angelika (2001): Trauer, Öffentlichkeit und Intimität. Zum Wandel der Textsorte Todesanzeige in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In Ulla Fix, Stephan Habscheid & Josef Klein (Hrsg.), *Zur Kulturspezifik von Textsorten*, 195–223. Tübingen: Stauffenburg.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann (2004): Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung* 5, 166–183.
- Luckmann, Thomas (1991): *Die unsichtbare Religion*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Macho, Thomas & Kristina Marek (Hrsg.) (2007): *Die neue Sichtbarkeit des Todes*. München: Fink.
- Marx, Konstanze & Susanne Tienken (2021): ‚Trost‘ und ‚Trösten‘. In Christian Braun (Hrsg.), *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins* (Reihe Germanistische Linguistik 323), 141–164. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Marx, Konstanze & Susanne Tienken (2023): ‚Nachspüren‘. Konfigurationen von Zeit und Raum im digitalen Erzählen über Sterben und Sterbebegleitung. *Muttersprache* 133 (4), 348–363.
- Reckwitz, Andreas (2020): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. 2. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Reményi, Matthias (2014): Der Tod als Grenze des Lebens und des Denkens. Eine thanatologische Skizze. In Ulrich Lüke (Hrsg.), *Tod – Ende des Lebens!?*, 143–175. Freiburg, München: Alber.
- Scharloth, Joachim (2016): Praktiken modellieren. Dialogmodellierung als Methode der Interaktionalen Linguistik. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 311–336. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Schröter, Juliane (2021): *Linguistische Argumentationsanalyse*. Heidelberg: Winter.
- Schütte, Christian (2014): Kommunikative Strategien in Ratgeberbüchern zum Thema „Trauer“. In Michael Niehaus & Wim Peeters (Hrsg.), *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*, 133–158. Bielefeld: Transcript.
- Schütte, Christian (2021a): Perspektiven der Thanatolinguistik. In Christian Braun (Hrsg.), *Sprache des Sterbens – Sprache des Todes. Linguistische und interdisziplinäre Perspektivierungen eines zentralen Aspekts menschlichen Daseins* (Reihe Germanistische Linguistik 323), 229–247. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Schütte, Christian (2021b): „Ist das denn noch normal?“ Diskurslinguistische Stichproben zur Aushandlung von ‚Normalität‘ in Online-Trauer-Foren. In Marina Iakushevich, Yvonne Ilg & Theresa Schnedermann (Hrsg.), *Linguistik und Medizin. Sprachwissenschaftliche Zugänge und interdisziplinäre Perspektiven*, 379–398. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Solomon, Sheldon, Jeff Greenberg & Tom Pyszczynski (2016): *Der Wurm in unserem Herzen. Wie das Wissen um die Sterblichkeit unser Leben beeinflusst*. München: DVA.

- Spitzmüller, Jürgen & Ingo H. Warnke (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Stadelbacher, Stephanie (2014): Vom ‚Reisen‘ und ‚friedlichen‘ Sterben. Die wirklichkeitskonstitutive Macht von Metaphern am Beispiel der Hospizbewegung. In Matthias Junge (Hrsg.), *Methoden der Metaphernforschung und -analyse*, 99–116. Wiesbaden: Springer.
- Stein, Stephan (2008): Verbergen und Verschlüsseln in Todesanzeige und Nachruf. Über den Umgang mit Tod und Trauer in öffentlicher Kommunikation. In Steffen Pappert, Melani Schröter & Ulla Fix (Hrsg.), *Verschlüsseln, Verbergen, Verdecken in öffentlicher und institutioneller Kommunikation*, 223–253. Berlin: Schmidt.
- Thiery, Heinz (2015): *Beratungscommunitys. Von der lokalen Beratung und Psychotherapie in Gruppen zur Onlineberatung in der Informationsgesellschaft*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Tirschmann, Felix (2019): *Der Alltag des Todes. Perspektiven einer wissenssoziologischen Thanatologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Walter, Tony (1994): *The Revival of Death*. London: Routledge.
- Wetz, Franz Josef (2022): *Tod, Trauer, Trost. Was am Ende hilft*. Stuttgart: Reclam.
- Wittwer, Héctor (2009): *Philosophie des Todes*. Stuttgart: Reclam.